

Vier Bierdeckel

Die Vorfreude ist groß, denn der Frühling 2021 wird anders sein als der Frühling vor einem Jahr, kündigte Bundeskanzlerin Angela Merkel an. Nach einer neunstündigen Marathonsitzung der Bund-Länder-Kommission beschlossen die Regierenden gestern zum x-ten Mal konkrete und wie gewohnt klare Schritte zu Bewältigung des Coronalockerungschaos. Stolz hielt der Regierende Bürgermeister Berlins, Michael Müller, das Ergebnis der Tagung auf einem bunten DIN-A4-Blatt in die Kamera. Hier die wichtigsten Punkte des Plans:

1. Die Beschlüsse passen auf ein DIN-A4-Blatt. Das sind umgerechnet ungefähr vier Bierdeckel, und die hat jeder vernünftige Bürger immer dabei. Damit bekommt der Bierdeckel zum zweiten Mal – nach der Initiative 2003 von Friedrich Merz zur vereinfachten Steuererklärung – eine hervorragende Bedeutung und wird, zusammen mit Müllers buntem DIN-A4-Blatt, zum Motor der wirtschaftlichen Erholung.

2. Das AHA-Prinzip (Abstand, Hygiene, Alltagsmaske) wird dank Bayerns Ministerpräsidenten Markus Söder um einen weiteren Dreiklang ergänzt: VVV (Vorsicht, Vertrauen, Verantwortung). Der Dreiklang aus NRW, vorgeschlagen von Armin Laschet (irgendwas mit Impfung, Impotenz und Inkompetenz) passte nicht mehr aufs Blatt.

3. Olaf Scholz ist nicht König von Deutschland und schon gar nicht König von Bayern, daran hat Söder den Finanzminister noch mal explizit erinnert. Denn König von Deutschland ist Rio Reiser, und König von Bayern ist Markus Söder, und so soll es auch bleiben. **Dusan Deak**

Wo ist die Lösung?

Die Coronabeschlüsse von Bund und Ländern werden im Kulturbetrieb skeptisch aufgenommen. So kritisierte der Verband der Programmkinos die neuen Maßgaben als unzureichend: »Letztlich wurde die Wiedereröffnung der Kultur weiter vertagt«, sagte Christian Bräuer von der Arbeitsgemeinschaft Kinogilde der *dpa* am Donnerstag in Berlin. Es gäbe »einfach viel zu viele offene Fragen«. »Kulturelle Teilhabe darf kein Luxusgut sein«, erklärte Bräuer. »Es braucht dringend kostenfreie und praktikable Lösungen. Das ist noch offen.« Der Chef der Intendantengruppe im Deutschen Bühnenverein, Hasko Weber, kritisierte die Beschlüsse im *Deutschlandfunk Kultur*: Die Schäden in der Kulturlandschaft seien bereits enorm, die Kopplung von Öffnungen an Inzidenzwerte sei schwierig. Der Geschäftsführer des Deutschen Kulturrats, Olaf Zimmermann, forderte im Gespräch mit demselben Sender, Kulturbetriebe nicht mehr anders zu behandeln als andere Gesellschaftsbereiche. **(dpa/iw)**

Wege in die Sichtbarkeit

Politisches Multimediakunstwerk: »The American Negro« von Adrian Younge. **Von Hannes Klug**

Um die Dinge zu ändern, muss man sie vor allem benennen und ihnen ins Auge sehen«, sagt der Schriftsteller James Baldwin in Raoul Pecks Dokumentarfilm »I Am Not Your Negro« aus dem Jahr 2016. In seinen Texten, auf denen der Film basiert, erläutert Baldwin, es gebe zwei Perspektiven auf die Geschichte der USA: Die eine sei die bis ins Groteske verzerrte Behauptung amerikanischer Unschuld, wie ihn die Schauspielerinnen Doris Day oder auch der Schauspieler Gary Cooper in ihren Rollen verkörpern. Die andere sei die oft verleugnete, gewalttätige Seite der amerikanischen Geschichte, wie sie beispielhaft in der Stimme der Blues- und Soullegende Ray Charles durchdringt: roh und, wie es in James Baldwins Worten heißt, »unterirdisch und unverzichtbar«. Dann schneidet der Film in einer denkwürdigen Montagesequenz von Doris Day, die in der Liebeskomödie »Lover Come Back« (»Ein Pyjama für zwei«, 1961) verträumt an einem Glas Champagner nippt, zu Bildern der Opfer von Lynchmorden, die an Bäumen erhängt wurden.

Wer an diese brutale Seite der US-amerikanischen Geschichte erinnern will, kommt nicht umhin, solche Bilder zu zeigen, so grausam sie auch sein mögen. Vergleichbare Fotografien zirkulierten lange als Postkarten, um die willkürliche Ermordung schwarzer Menschen zu glorifizieren, und wurden so niederträchtige rassistische Folklore. Der Musiker und Sänger Adrian Younge aus Los Angeles hat sich entschieden, die Nachbildung einer solchen verstörenden Szene zum Cover seines neuen Albums »The American Negro« zu machen: Rassismus ist monströs, sagt diese Abbildung unmissverständlich, er ist mörderischer Teil der US-Geschichte – und er muss aufhören. Die Erfahrung des schwarzen Amerika, diagnostiziert Younge nüchtern, sei bei allem Fortschritt zugleich eine Erfahrung ungebrochener Kontinuität. Sie reiche vom transatlantischen Sklavenhandel über die skrupellosen Morde an der schwarzen Bevölkerung bis zu heutigen Tötungen durch Polizisten, heißt es im Stück »Intransigence of the Blind«, einem der kurzen, gesprochenen Texte, die den musikalischen Teil des Albums immer wieder durchbrechen und mal agita-



Komponist, Musiker und Medienjurist: Adrian Younge

torische Dringlichkeit, mal poetische Metaphorik verströmen.

»The American Negro« ist ein auftrütelndes multimediales Gesamtkunstwerk, zu dem neben Songs und Spoken-Word-Einlagen auch ein Kurzfilm und eine Reihe von Podcasts mit dem Titel »Invisible Blackness« gehören, in denen Younge afroamerikanische Musiker, Schauspieler und Künstler interviewt – den Auftakt macht ein Gespräch mit dem Rapper und Aktivisten Chuck D. Adrian Younge, der Jura studiert und fast wie nebenbei eine Professur für Medienrecht innehat, ist Komponist, Musiker und Produzent, er arbeitete unter anderem mit Jay Z, Kendrick Lamar und dem Wu-Tang Clan zusammen, außerdem steuerte er zu Kino- und Fernsehfilmen wie »Black Dynamite« oder Serien wie »Marvel's Luke Cage« die Musik bei. Auf diesem Album setzt er sich kompromisslos mit schwarzer Identität und US-amerikanischer »Black Consciousness« auseinander, indem er die Logik rassistischer Strukturen durchleuchtet. Er klagt die Ungerechtigkeit, Blindheit und Feigheit der weißen Mehrheitsgesellschaft an und erkennt in der zersetzenden Wirkung diskriminierenden Verhaltens auf

Verstand, Körper und Seele der Betroffenen den »Zustand einer anhaltenden Hölle, mit dem wir gezwungen sind uns zu befassen«, wie es im Stück »Race is a Fallacy« heißt.

Bei so viel politischem Feuer scheint es fast nebensächlich, über musikalische Details zu sprechen. Adrian Younge gelingt es spielend, seine kämpferischen Botschaften in eine süffige Mischung aus Retrosoul mit leichtem Jazz- und Funkeinschlag zu kleiden, deren üppi-ge Arrangements aus Synthesizern und Streichern mitunter an Al Green oder Bobby Womack, vor allem aber in ihrer trügerischen Süßlichkeit immer wieder an Marvin Gaye erinnern.

»Geschichte ist nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart. Wir tragen unsere Geschichte in uns. Wir sind unsere Geschichte«, sagt James Baldwin in Raoul Pecks Film. Noch heute, erklärt Adrian Younge, würden Schwarze im ganzen Land gelyncht, wenn auch nicht mehr unbedingt mit einem Strick. »I am your American negro«, proklamiert er und nimmt die kollektive Bürde schwarzer Leidensgeschichte auf sich. Gleichzeitig übernimmt der Musiker stellvertretend die Rolle des revolutionären Subjekts

(»Revolutionize« heißt eine der beiden Singleauskopplungen des Albums): »Ich bin der Sound Amerikas, der Missklang, den sie erzeugen«, sagt Adrian Younge. Seine helle Stimme dringt durch alle Verzweiflung hindurch: »I can see the light on the horizon«, singt er vorsichtig optimistisch. Und er benennt auch das seiner Ansicht nach im weitesten Sinne humanistische Gegengift gegen die gesellschaftliche Unwucht und deren perfide Mechanismen: Mitmenschlichkeit, Verständnis und ein historisches und politisches Bewusstsein, das die eigene Sterblichkeit und damit auch das individuelle Leiden relativiert.

Wichtigster Hoffnungsträger aber ist immer wieder die Musik, der die Rolle einer allseits verständlichen Sprache zukommt. Sie kann Stigmatisierung und Stereotype durchbrechen und besitzt daher die Macht, weltweit Veränderungen zu bewirken. »Leider wird dieses Album immer aktuell bleiben, aber ich weiß, die universelle Botschaft des Klangs wird auch jenseits meiner Jahre Widerhall finden«, prophezeit Adrian Younge.

■ Adrian Younge: »The American Negro« (Jazz is Dead/Indigo)

Sie hat sein Herz

»Der Traum der roten Kammer«, ein Ballett nach chinesischer Weltliteratur

Ein Mann steht zwischen zwei Frauen und entscheidet sich falsch. Um ihn herum versinkt seine Dynastie. Die Kirschblüten werden verblassen. All dies spielt im alten China, das von Xin Peng Wang und seinem Team mit dem Ballett Dortmund prachtvoll auf die Bühne gebracht wurde. »Der Traum der roten Kammer« ist ein collagiertes Handlungsballett nach dem gleichnamigen Roman von Cao Xuequin. Wenn man diese chinesische Weltliteratur auf ästhetisch-dramatische Weise kennenlernen möchte, sollte man sich an den Onlinestream halten, der am Sonnabend (6.3.) um 19.30 Uhr auf theaterdo.de beginnt und bis Sonntag um Mitternacht dort zu sehen ist.

Der Jüngling Pao Yü, getanzt von Mark Radjapow, ist der Spross einer mächtigen Familie. Er soll sich zwischen zwei Cousinen zwecks Heirat entscheiden: Die eine wird von seinem Clan favorisiert, sie ist reich und gesund und bereits mit ihm verlobt. Die andere aber, von Monica Fotescu-Uta getanzt, ist ebenso verträumt und poetisch veranlagt wie er selbst. Sie hat sein Herz, obwohl sie einem verarmten Zweig der Familie entstammt und von schwacher Gesundheit ist.

Beim Tanz trägt sie stets Grün, ein grasfarbenes Grün, eines der Hoffnung und der ewigen Liebe. Ihre Konkurrentin trägt mal Rot, mal Gelb, sie ist stolz und schön. Pao Yü entscheidet sich vielleicht darum falsch, er heiratet die Reiche. Und verzehrt sich nach der

anderen, die ihm einst ihre Gedichte zeigte. Doch sie stirbt, und zuvor verbrennt sie ihre Poesie.

Auch nach ihrem Tod kann Pao Yü sie nicht vergessen. Sie geistert durch sein Leben, tags wie nachts. Die Macht der Familie löst sich auf, bald ist nichts mehr, wie es war. Literaturwissenschaftler vergleichen diese Geschichte mit den »Buddenbrooks« von Thomas Mann. Die Idee, daraus ein Ballett zu machen, hatte der Dortmunder Dramaturg Christian Baier. Er fügte auch Szenen aus der Kulturrevolution an, die wie ein zweites Stück anmuten.

Für den vorzüglichen Bühnenausstatter Frank Fellmann und den genialen Choreographen Xin Peng Wang – der in Peking und in Essen studiert hat – sind der traurige Untergang und

die fröhliche Revolution festliche Anlässe für künstlerische Großtaten. Mit effizient eingesetzten Mitteln zaubert Fellmann eine Stimmung wie bei Bertolucci. Und Wang lässt seine Solisten und das Ensemble so konzentriert und lyrisch auftanzen, als handle es sich um Zeremonien aus einer fernen Traumwelt. Die Musik von Michael Nyman (»Das Piano«) unterstützt diesen Eindruck.

Ein Höhepunkt ist das letzte Solo der liebenden Verschmähten, bevor sie stirbt: Zu kratzigen Violinentönen stakst Monica Fotescu-Uta im grünen Flattergewand über die blaulichterne Bühne – und scheint schon ein Geist zu sein. **Gisela Sonnenburg**

■ »Der Traum der roten Kammer«, 6. März, 19.30 Uhr, theaterdo.de